Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **17 (1935)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 15. Februar 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58
Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Eingahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige 8mm pareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Eine italienische Vorkämpferin für die Frauenbewegung
Zur Wehrvorlage
Gegen den Antisemitismus
Für wen hat die Lehrerin zu sorgen?

Wochenchronik.

Inland.

Die Abstimmung über die **Wehrvorlage** wird in weniger als 10 Tagen stattfinden. Das drückte dem schweizerischen politischen Geschehen der letzten Woche — und wohl auch der kommenden — seinen Stempel auf. Aufklärende Versammlungen allenthalben, die Herren Minger, Etter und Pilet auf Vortragsreisen, die Presse gefüllt mit Aufrufen und Artikeln, die namentlich auch auf die außenpolitischen Wirkungen hinweisen: daß ein gut ausgerüstetes und auch technisch wohl durchgebildetes Heer als Ausdruck des Wehrwillens unseres Landes an sich schon etwaige feindliche Absichten auf Verletzung unserer Neutralität einzudämmen im Stande sei, während die Gegner — neben ihrem grundsätzlichen „Nein" — sagen, daß ein kommender Krieg vor allem in der Luft ausgetragen werde und es daher wenig Sinn habe, für eine bessere Ausbildung des terrestrischen Heeres weitere große Aufwendungen zu machen, zumal jetzt in der Zeit der großen Not.

Eine bundesrätliche Delegation hat kürzlich eine Abordnung des Aktionskomitees für die **Krieseninitiative** empfangen. Sie unterbreitete den Wunsch, daß die Initiative möglichst bald zur Abstimmung komme und daß bis dahin keine den Forderungen der Initiative zuwiderlaufenden Beschlüsse gefaßt werden. Der Bundesrat hat bereits entschieden, die Initiative beförderlichst dem Parlament vorzulegen und sie ihm ohne Gegenvorschlag zur Verwerfung zu empfehlen.

Die Zahl der **Arbeitslosen** ist im letzten Monat Januar zufolge des großen Schnees und der Kälte erschreckend angestiegen und ist gegenwärtig so hoch wie kaum je: **110,283**, um 11,000 höher als im Vorjahr um diese Zeit. Schlimm wirkt sich der Januar auch in der Ostschweiz aus, wo die Ausfuhrzisser in der Stickereiindustrie zum erstenmal unter eine Million gesunken ist, gegenüber dem Vorjahr ein Rückgang um eine volle Million.

Im **Falle Fonjallaz** ist die militärgerichtliche Untersuchung abgeschlossen. Sämtliche Fonjallaz zur Last gelegten Dokumente haben sich als Fälschungen Jacquiers erwiesen, des einstigen fascistischen Vertrauensmannes von Fonjallaz. Bezeichnend für diesen, daß er trotz Warnung von verschiedenen Seiten sich mit solchen Subjekten umgeben konnte.

Der **Zürcher Kantonsrat** hat das neue **Ordnungsgesetz** durchberaten und angenommen. Es bringt u. a. die Bestimmung, daß kein Angehöriger einer umstürzlerischen Partei weder Mitglied noch Funktionär oder Angestellter einer Behörde oder öffentlichen Verwaltung in Kanton und Gemeinden sein kann. Vorbereitung oder Aufforderung zum Aufruhr wie auch Teilnahme an öffentlichen gewalttätigen Zusammenrottungen wird bestraft.

Im Kanton **Tessin** haben bei großer Beteiligung die Wahlen für den Regierungs- und den Großen Rat stattgefunden. Sie sind von besonderem Interesse, weil dabei die extremen Parteien, Fascisten und Kommunisten, die angestrebten Vertretungen nicht erreichten.

Ausland.

Die **Londoner Abmachungen** der französischen und englischen Minister haben in der Oeffentlichkeit ein lebhaftes Echo gefunden und hallen nach in den Kabinetten von **Berlin, Rom** und **Brüssel**. MacDonald und Simon haben bei Gelegenheit öffentlicher Reden die Abmachungen gepriesen. MacDonald nannte das Luftschutzabkommen eine so wirksame Garantie gegen einen Angriff, wie sie die Diplomatie bisher nicht kannte, während Simon vor allem betonte, daß die Abmachungen gegen keinen Dritten gerichtet, sondern als Grundlage zu einer freien, auf voller Gleichberechtigung beruhenden Diskussion aller interessierten Staaten gedacht sei. Deutschlands Rückkäuferung soll nahe bevorstehen; soviel man aus der deutschen Presse heraushören kann, ist die Situation eher hoffnungsvoll. Italien hat in einem offiziellen Communiqué seine grundsätzliche Zustimmung erklärt, wenn es auch etwas sauersüß von dem englischen Bestreben Kenntnis nahm, das Luftschutzabkommen wegen „zu großer geographischer Entfernung" (in Tat und Wahrheit weil sich England nicht in einen eventuellen italienisch-jugoslawischen Konflikt, der Frankreich gegen Italien mobilisieren könnte, hinein ziehen lassen will) zwischen England und Italien nicht in Kraft zu setzen. Nur Brüssel hat bis jetzt vorbehaltlos seine Zustimmung zu der „Gesamtheit der französisch-englischen Vorschläge" erklärt.

Unterdessen ist es in **Abessinien** zu neuen Zwischenfällen zwischen abessinischen Grenzstämmen und **italienischen** Truppen gekommen. Italien hat in der ersten Empörung sofort die Mobilisierung zweier Divisionen angeordnet. Sie sind indessen noch nicht verschifft. Vielleicht sollen sie als Druck dienen, um von Abessinien die geforderte Genugtuung und die Sicherung vor weitern Zwischenfällen zu erreichen. Jedenfalls bemühen sich Frankreich und England, die vor kurzem Italien und Abessinien bewogen, ihre Differenzen vom Völkerbund zu direkter Erledigung zurückzuziehen, den Ausbruch eines offenen Konflikts zu verhüten.

Aber ob hinter Abessinien nicht andere Kräfte wirksam sind? **Japan?** Es heißt, daß der japanische Gesandte bei Mussolini gewesen sei und ihm mitgeteilt habe, daß die japanische Regierung sich entschieden jeder Besetzung Abessiniens durch eine fremde Macht widersetzen werde. Warum denn gerade Japan? Wenn man sich ferner dessen Anstrengungen vergegenwärtigt, über Mandschukuo hinaus in Zentralasien Fuß zu fassen und dort nach dessen Muster weitere Staaten zu gründen, so wird man das Gefühl nicht los, daß Japan sich zu einer drohenden Macht auszuwachsen beginnt und das Drängen des bekannten südafrikanischen Generals Smuts auf einer kürzlichen viel beachteten Rede in Kapstadt nach einer intensiven Zusammenarbeit zwischen dem britischen Reich und den Vereinigten Staaten, das allein den Frieden im pazifischen Ozean und damit den Weltfrieden erhalten könne, gewinnt angesichts dieser Vorgänge besonderen Nachdruck.

Bilder aus der Verfassungsgeschichte der Schweiz.*

Ein Beitrag zur Entwicklung unserer Demokratie.

Von Rosa Schudel-Benz.

I.

Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden besaßen vor ihrer politischen Freiheit eine wirtschaftliche Einheit als Markgenossenschaften, zu welcher freie und unfreie Bauern gehörten. Als die Talleute Gefahr liefen, ihrer verbrieften Reichsunmittelbarkeit verlustig zu gehen und unter die Landeshoheitlichkeit der reichbegüterten Habsburger zu kommen, schlossen sie Anfang August 1291 nach dem Tode König Rudolfs von Habsburg den ewigen Bund. Der in lateinischer Sprache abgefaßte Bundesbrief bezieht sich auf ein bereits bestehendes, altes Bündnis, das in der Urkunde erhalten ist.

Die Eidgenossen versprechen sich in ihrem Gründungsdokument gegenseitigen Beistand innerhalb und außerhalb der Täler. Sie anerkennen nur einheimische Richter, die ihr Amt nicht käuflich erworben haben. Bei inneren Streitigkeiten sollen die Einsichtigsten schlichten. Als Grundlage eines gemeinsamen Strafrechtes dienen Bestimmungen über Totschlag, Brandstiftung, Raub und Pfändung.

Die erste Verfassungsrevision erfolgte nach dem Sieg bei Morgarten von 1315. Der Bund von Brunnen erneuerte, ergänzte und erweiterte das ewige Bündnis in deutscher Fassung.

In dem wiederaufgenommenen Kampf gegen die habsburgische Herrschaft erweiterte sich der Bund der Waldstätte durch die Aufnahme von Luzern, Gersau und Weggis 1332, Zürich 1351, Glarus und Zug 1352 und Bern 1353, das die achtörtige Eidgenossenschaft abschloß.

Die durch „ewig dauernde" Bündnisse vereinigten 5 Länder und 3 Städte bildeten kein geschlossenes Staatswesen und ihre Bewohner kein einheitliches Volk. Alle Orte betrachteten sich als Angehörige des deutschen Reiches mit weitgehender Autonomie.

Die Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft ist föderalistisch; die einzelnen Glieder sind nicht einmal durch einen alle umfassenden Bund zusammengehalten. Bern und Zürich schlossen anderweitige Bündnisse und Verträge, die ihrer Politik dienlich waren; Glarus war minder berechtigt als Zug.

Die Eidgenossen verkehrten als souveräne Staaten miteinander. Ihre gemeinsame Beratung, die Tagsatzung, setzte sich aus bevollmächtigten Gesandten zusammen, die nicht nach eigenem Ermessen handelten, sondern durch ihre örtlichen Regierungen instruiert wurden.

Aeußerliche Vorkommnisse wiesen auf die Lücken in den Bundesbestimmungen hin und machten Ergänzungen und Zusatzbriefe notwendig. So entstand der Pfaffenbrief von 1370, der den Rechtsverkehr zwischen den Orten und die Sicherheit der Verkehrswege regelte und die Geistlichen dem eidgenössischen Gericht unterstellte. Der Sempacherbrief von 1393, der wegen der Schonung der Frauen aus Dankbarkeit gegen die Gottesmutter auch „Frauenbrief" genannt wird, enthält eine Kriegsordnung, die das Verhalten der Truppen im Felde und die gerechte Verteilung der Beute festsetzt.

Zwischen dem Sempacherbrief und dem dritten gemeinsamen Vorkommnis, das zu Stans aufgestellt wurde, liegt eine sehr bewegte Zeit, in der Städte und Länder ihre Gebiete durch Kauf oder Eroberung, meistens auf Kosten der wirtschaftlich zerfallenden österreichischen Herrschaft, vergrößern.

Das habsburgische Stammland, der Aargau, wird 1415 eine Kriegsbeute der Eidgenossen und als erstes gemeinsames Untertanenland von Vögten regiert. Die Urner eröffnen die Eroberungszüge in den Tessin, Bern aber verfolgt seine westlichen Ziele. Der Gegensatz zwischen städtischer Expansionspolitik und dem rührigen Umsichgreifen der Länder bricht sich am folgeschwersten in dem Konflikt über das Erbe des letzten Toggenburger Grafen Bahn. Der Bürgerkrieg zwischen Zürich und Schwyz um die Churerstraße und das Verbindungsstück Zürich-Walensee hat die ganze Eidgenossenschaft erschüttert.

Nach den Burgunderkriegen setzte eine zweite Krisenzeit ein, die zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Städten und Ländern führte. Schon der verschiedenartige soziale Aufbau verursachte einen tiefgehenden Gegensatz. Die Länder, besonders Schwyz, sympathisierten mit den Bauern, welche für ihre Unabhängigkeit kämpften, und unterstützten sie.

Die Städte hingegen hatten sich die Unterwerfung der Landschaft unter ihr Regiment zum Ziel gesteckt und verwahrten sich gegen die demokratische Haltung der Länder ihren Untertanen gegenüber.

Großen Unwillen erregte auch der Zug vom „Torechten Leben" oder „Saubannerzug", der von den Ländern ausging und zur Eintreibung von Löösegeldern in Genf und Savoyen dienen sollte. Nur mit Mühe gelang es, das meisterlose Jungvolk von einem Ueberfall des befreundeten Genf abzuhalten.

Die Länder wiesen das Begehren Freiburgs und Solothurns um Aufnahme in den Bund schroff zurück, um ein Uebergewicht der Städte zu verhüten.

Man stritt ferner über die Verteilung der Burgunderbeute.

Ein engerer Zusammenschluß der Städte war die Folge, welche sich mit Freiburg und Solothurn zu einem Burgrecht zusammentaten. Die Gefahr eines Bürgerkrieges drohte. Vor allem wurde Luzerns Beitritt zum Burgrecht von den Ländern heftig beanstandet.

Wenn die scharfen Gegensätze, die auf der Tagsatzung von Stans aufeinanderprallten, doch besänftigt werden konnten und ein Ausgleich zustande kam, ist es das Verdienst eines politischen Kopfes. Der Obwaldner Klausner im Ranft, Niklaus von der Flüe, schlichtete den haßerfüllten Streit unter der Vermittlung des Pfarrers Haimo am Grund von Stans.

Das Stanser-Verkommnis von 1481 enthält eine dauernde Landfriedensordnung, das Verbot der Freischarenzüge (Saubannerzug) und die Verpflichtung der Regierenden, einer durch ihre Untertanen bedrängten Obrigkeit vermittelnd beizuspringen.

Das Verkommnis enthält eine Bestätigung der Bundesbriefe und des Pfaffen- und Sempacherbriefes und bedeutet einen Sieg der Föderalisten. Die volle Souveränität der Orte war gewährleistet.

Der eidgen. Abschied, d. h. das Tagsatzungsprotokoll weist mit folgenden Worten auf die Tätigkeit des Niklaus von der Flüe hin: „Des ersten sollen die Boten heimbringen die trüw, mü und arbeit, so dan der from man, bruder Claus, in disen dingen getan hat, im das trülich ze danken." Was die Aufnahme von Freiburg und Solothurn betrifft, wurden beide Städte zu Anfang nicht als vollwertig betrachtet und erst 1502 als „Orte" bezeichnet.

Die 8 alten Orte blieben überhaupt bis 1798 ein engerer Kreis der Eidgenossenschaft inner-

* Die Frage, ob und in welcher Art unsere Eidgenössische Bundesverfassung einer Revision unterzogen werden soll, ist nun aktuell geworden. Da dürfte es vielen, die schon längst der Schulbank entwachsen sind, nicht unwillkommen sein, hier in kurzen Zügen einiges Wesentliche vom politischen und geographischen Werden und Wachsen der Schweiz durch eine Historikerin dargestellt zu finden. Red.

Der Lauf der Jahre ist der wahre Fortbildungskurs und Gott der Direktor, der ihn leitet.

Jeremias Gotthelf.

Luise.

Wenn Luise die kleine dreijährige Coco an der Hand in den Champs-Elysées spazieren ging, sah man es ihr sofort an, daß ihre Heimat weit abseits von diesen überkultivierten Gefilden liegen mußte. Alle Linien an ihr mündeten anders aus, als man es hier gewöhnt war. An ihr war ein mit Erdhaftigkeit durchtränktes Volumen, beinahe kubisch, während hier noch alles ein wenig die zarten Tuschstriche eines Guys aufwies. Luisens Heimatstädtchen war klein, mit engen Gäßchen, Giebeldächern und einer Kirche. Kirche und Schule, beides klebte noch wie eine Eierschale an Luisens Seele. Luise war gut, gut und dumm, aber es genügte vollkommen, daß sie gut war, denn Coco hatte die zweite, so verächtliche Eigenschaft noch gar nicht wahrgenommen. Luise ließ einfach den ganzen Ballast, womit sich die Gehirnfunktionen umgeben, weg, sie akzeptierte ihn einfach nicht, sondern zog den Instinkt vor und das lebhafte Reagieren des Gemütes. Ihr Gesicht war rotbackig und bildete ein großes Oval, darin die Augen etwas verwaschen blau und erstaunt um sich blickten, als ginge sie der ganze Lebenstrubel um sie herum gar nichts an. Das aschblonde, etwas krause Haar lag in Scheiteln um die gesunden Wangen und war in unendlichen Zopfverknotungen am Hinterkopfe befestigt. Der Hut mußte schief darauf sitzen, wenn er überhaupt saß, meistens aber rutschte er nach vorn und bedeckte wie ein Vordach die breite, nach aufwärts zielende Nase mit den stumpfen Nasenlöchern. Der Mund war flach, heltrosa und lächelte oft gutmütig und einfältig, wobei ein schwärzlicher Zahn sichtbar wurde, der dem Gesicht ein makabres Erinnern an ein Vielspäter gab. Coco hatte oft mit dem kleinen Fingerchen auf den schwarzen Zahn gedeutet und gesagt: „Swarz, Luis, warum swarz?" Und Luise hatte Coco immer vertröstet, der liebe Gott würde ihr einmal einen ganz neuen weißen Zahn schenken, was Coco bis zur nächsten Fragezeit wieder beruhigte. Luise sprach für gewöhnlich nicht viel, aber Coco verstand sie ausgezeichnet, denn ihr geringer Wortschatz wiederholte sich oft. Wenn Luise sprach, erzählte sie meistens aus ihrer Heimat, wobei der Herr Pfarrer und der Herr Konditor eine große Rolle spielten. Wenn Coco abends nach 8 Uhr in ihrem Bettchen unter den gemusterten Kretonvorhängen lag, hörte sie Luise halblaut vor sich hinmurmeln. Sie saß an dem ovalen Tisch mitten in der Stube, die Hängelampe beleuchtete ihren geneigten blonden Scheitel, vor ihr lagen einige kleine Heftchen in grellrosa Umschlagpapier, und während ihr ziemlich langer Zeigefinger Zeile um Zeile darin verfolgte, murmelten und buchstabierten die Lippen emsig die frommen Artikel und Sprüche, die sie an den Konfirmandenunterricht gemahnten und die ihr fern von allem, was ihr nah und liebenswert erschien, den Weg ins himmlische Paradies wiesen. Am echtesten war Luise, wenn sie sang. Sie sang oft und mancherlei, am liebsten waren ihr die Lieder aus der Sonntagsschule. Coco verstand die Worte nicht, aber das Wort „Heiland" und „Retter" kehrte darin immer wieder und wieder, und Coco mußte unwillkürlich an den schönen, behelmten Feuerwehrmann aus dem Bilderbuch denken, der ein kleines Kind im Nachthemdchen auf dem Arme über eine steile Leiter hinunterträgt und es so den lodernden Flammen, die aus den Fenstern schlagen, entreißt. Luise sang am liebsten in der Dämmerung. Ihre etwas harte, spitze Stimme klang dann weicher, sie dehnte die Vokale und jedes Lied bekam eine sanftmelancholische Färbung.

Luise und Coco hatten ein gemeinsames Geheimnis und jede von ihnen unterstützte darin in stillschweigendem Einvernehmen die andere. Wenn jemand es entdeckt hätte, wäre der ganze Zauber unwiderruflich zusammengebrochen. Es war eine Angelegenheit, die eigentlich nur Luise anging, und wenn ein Mensch dahintergekommen wäre, so hätte sie sich geschämt, geschämt bis in die tiefste Seele hinein, nicht, weil diese Angelegenheit sündhaft oder gar häßlich gewesen wäre, nein, nur weil es ihr vorgekommen wäre, als stünde sie dann nackt und bloß vor den spöttischen Augen dieser Großstadtmenschen und als könnten sie dann alles lesen, was ihr klares und einfältiges Herz so ganz erfüllte. Und sie hatte solche Angst, verlacht und verspottet zu werden.

Wenn nun Gitta, die achtjährige Schwester Cocos, mit der Mutter ausging und Luise ganz sicher war, daß die Haustüre hinter ihnen ins Schloß fiel, und sie die beiden ein Stück noch auf der Straße beobachten konnte, schauten sich Luise und Coco lächelnd und verständnisvoll in die Augen. Dann holte Luise eine große, graue Pappschachtel hervor, die immer unter Gittas Bett stand, und während Coco ihr Sesselchen herbeischleppte und erwartungsvoll auf Luise blickte, legte diese die Schachtel auf den Boden und hob den Deckel.

Hier lagen ordentlich nebeneinander gefügt, denn Gitta war ein sehr braves Kind, ein halbes Dutzend kleiner Häuschen, Holzgitter, Tiere, Menschlein. Das Ganze hieß die „Sennerei", gehörte Gitta und kam aus Luisens Heimat, von wo es eine gute Tante mitgebracht hatte.

Luise kniete am Boden, lächelte, während sie langsam und gewissenhaft ein Stück grünen Reps vor sich und Coco ausbreitete. Das stellte die Wiese vor, auf der sich das Wunder erfüllen sollte, auf der Luise ihre Heimat erstehen ließ, so lebendig, als hätte sie dieselbe vor einer Stunde verlassen. Erst holte sie bedusam, Stück für Stück, die kleinen Almhütten aus der Schachtel. Die Dächer waren moosig, mit richtigen Steinen beschwert, die am Dache angeklebt waren und es gab Türen und kleine Fenster mit Holzläden darin. Da war das Haus des Großbauern, die kleineren Gesindechalets, der langgezogene Stall, ein Brunnen. Reizende Holzzäune umgaben die ganze Alm. Dann gab es Kühe in Holz geschnitzt und bunt bemalt, einen Wächterhund, einige Schafe, ein Bänkchen mit Milchgeräten und zu guter Letzt Holzfiguren, den Sennen, seine Knechte, den Hirtenjungen, Sennerin und Mägde darstellend.

Luise stellte alles auf den grünen Teppich und erzählte von ihrer Bergheimat. In dem Sennen erkannte sie Onkel Josef, in dem Hirtenjungen den kleinen Charles, die Magd hieß Marie und konnte nicht melken. Der eine Senne, der immer das Alphorn blies, gefiel ihr am besten, er erinnerte sie an den Konditor des Städtchens, wo sie die Schule besucht hatte, der die guten Sahnekuchen machte, und Luise glückste jedesmal vor Vergnügen, wenn sie davon sprach und zog dabei die Luft so zischend durch die Zahnspalten ein und schlug sich breughelhaft auf den Leib. Dann hob sie die Kühe aus der Schachtel. Jede einzelne

Das Frauenblatt - Reiselektüre

Denkt daran, dass unser Blatt an deo **Bahnhofbuchhandlungen** von Arbon, Buchs, Chur, Frauenfeld, Herisau, Romanshorn, St. Gallen, Wil, Winterthur, sowie in den **Klosken** in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich erhältlich ist.

Gebt es den Freunden mit - auf Reisen liest man gern.

halb eines weiteren, und so sehr wurde der Unterschied betont, daß bei den Tagsatzungen den Gesandten der 8 Orte stets höhere Sitze, als denen der 5 neuen, angewiesen waren.

Nach dem Schwabenkrieg, der die Ablösung der Eidgenossen vom Reich zur Folge hatte, traten die Grenzorte gegen Deutschland: Basel und Schaffhausen 1501 in den Bund ein.

Als letzter Stand dieser 2. Kategorie neuer Eidgenossen wurde Appenzell einverleibt, nachdem es über 100 Jahre zugewandter Ort gewesen.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts nahmen die Eidgenossen entscheidenden Anteil an den italienischen Feldzügen, die sie mit Mailand, dem Papst und Frankreich in kriegerische Beziehung brachten, bis die Katastrophe von Marignano sie zum Frieden mit Frankreich von 1516 zwang, der den Abschluß ihrer großen europäischen Machtstellung bedeutete und den Anfang zu ihrer künftigen Neutralität gegenüber den nachbarlichen Großmächten.

Die Eidgenossen blieben für einmal bei ihrem errungenen Besitze stehen — durch die zähe Ausdauer Uris war auch der heutige Tessin gewonnen worden — und dachten nur an die Aufrechterhaltung ihres äußeren Bestandes.

Das eidgenössische Staatswesen bietet ein anderes Bild in diesem Zeitabschnitt vor der Reformation.

Voran standen die 13 wirklichen Orte, die Voll-Eidgenossen, welche allein Sitz und Stimme auf der Tagsatzung hatten.

An einzelne oder mehrere dieser 13 Orte lehnten sich halbwertige Glieder — die Zugewandten (Befreundete) an. Sie wurden als Eidgenossen betrachtet, aber ihre Rechtsstellung war noch verwickelter als das Bundesverhältnis der Orte.

Sie standen unter eidgenössischem Schutz und mußten Kriegshilfe leisten, ohne Vorteile daraus ziehen zu können.

Zugewandte waren: Wallis, Graubünden (mit eigenen Untertanen), Biel, Abt und Stadt St. Gallen, Rottweil a. Neckar, Mülhausen, Grafschaft Neuenburg, Engelberg (Abtei), Freistaat Gersau, Grafschaft Toggenburg und Rapperswil.

Zuletzt im Rang kamen die Untertanen, „Gemeine" oder gemeinsame Herrschaften: der Aar- und Thurgau, Tessin, Teile der Waadt, Uznach und Gaster, Rheintal und Sargans, die teils von einzelnen, mehreren oder dem Hauptteil der Orte durch Vögte regiert wurden.

Die innere Organisation der Eidgenossenschaft hatte keine Fortschritte zu verzeichnen, eine gemeinsame Verfassung gab es nicht, ebenso wenig darf man von einer gleichmäßig organisierten Armee oder einer Bundeskasse sprechen.

Die Tagsatzung blieb ein Kongreß souveräner Staaten. Und doch gab es einen gemeineidgenössischen Sinn, der durch die stete Kriegskameradschaft gefördert wurde. Von Zeit zu Zeit wurden die Bünde vor allem Volk, in Gegenwart von eidgenössischen Boten, gelesen und feierlich beschworen. (Schluß folgt.)

Eine italienische Vorkämpferin für die Frauenbewegung.

Cristina, Fürstin von Belgiojoso.

Wo eine „Bewegung" spürbar ist, ist Lebendigkeit, auch Kampf. Wer der Frauenbewegung nahe steht, weiß, daß auch ihr Kämpfe nicht erspart sein können. Weit gesteckte Ziele können nie kampflos erreicht werden. Im Ringen um unsere Ziele brauchen wir Kameradschaft, die breite Front der Gleichgesinnten, wir brauchen aber auch Vorbild. Immer wieder stärkt es unsere Kräfte, wenn wir unter Zeitgenossen oder auch unter längst Verstorbenen Vorbildern begegnen, von denen wir lernen, an deren Beispiel wir wachsen können. Wir finden sie zu allen Zeiten und in allen Ländern.

Gerne geben wir heute Kunde vom Leben und Wirken einer Frau, wie es in „Mouvement féministe" von J. Fulpius-Cadard beschrieben wurde.

„Alle, die sie noch nicht kennen sollten, seien auf eine Frau hingewiesen, die, ebenso schön an Seele wie an Gestalt, während ihres ganzen Lebens nie aufhörte, für eine bessere Gesellschaftsordnung und vor allem für eine Verbesserung des Schicksals der Frau zu wirken: auf die

Fürstin Cristina di Belgiojoso-Trivulzio.

Sie wurde im Jahre 1808 in Mailand geboren und starb als Sechzigerin in der gleichen Stadt. Noch sehr jung, zeigte sie sich schon als glühende Patriotin und kämpfte ohne Rast für die Befreiung ihrer lombardischen Heimat vom österreichischen Joch. Diesem Ziele opferte sie Vermögen und Gesundheit und sie mußte um ihrer Haltung willen den größten Teil ihres Lebens im Exil verbringen, so unter anderem im Tessin, wo sie 1830 das Bürgerrecht erhielt. In Genf lebte sie in einer Mietswohnung außerhalb der Stadt, schließlich in Paris, wo ihr Salon rasch zu einem politischen und literarischen Zentrum wurde. Ihre Schönheit (der Zauber ihrer Blässe), ihr Patriotismus, ihre große Klugheit machten sie schnell berühmt. Alle bedeutenden Persönlichkeiten jener Zeit besuchten ihren Salon in der Rue d'Anjou: Thiers, Mme. Récamier, George Sand, Musset, Heine und mancher andere mehr.

Es bedürfte vieler Bände, meint ihr italienischer Biograph R. Barbiera, um das bedeutungsvolle Leben dieser Frau zu beschreiben, die einer der berühmtesten Familien des europäischen Adels entstammte, dem Geschlecht der Trivulzio.

M. de Vogue nannte sie eine „romantische Heldin" und Charles Maurras erklärte kürzlich mit einer gewissen Uebertreibung: „Sie habe ganz Paris laufen gemacht, um die französischen Armeen marschieren zu machen," wobei er auf den italienischen Feldzug, der die Befreiung Mailands brachte, anspielte.

Aber lassen wir die große Patriotin, die Vestalin der Flamme der italienischen Unabhängigkeit, lassen wir die Schriftstellerin, die kluge Werke über das katholische Dogma verfaßte, die Journalistin, welche die „Gazette d'Italie" in Paris gründete und wenden wir uns allein der Frau zu, die ein mutiges Herz besaß, ihre Ueberzeugungen über die

Stellung der Frau

im Gegensatz zu ihrer Umwelt zu vertreten.

Schon im Jahre 1842 gründete sie in ihrer Heimat Locate in der unteren Lombardei eine Schule für junge Mädchen, in der Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilt wurde, eine seltene Gabe im damaligen Italien. Dann eröffnete sie eine Kinderbewahranstalt für 2—6jährige, eine Handschuhfabrik, in der Frauen beschäftigt werden konnten und endlich im Erdgeschoß ihrer großen Wohnung eine Wärmestube, in der die armen Bauern der Gegend im Winter Schutz suchen und sich stärken konnten.

Um diese Zeit sandte sie auch ein Rundschreiben an die Grundbesitzer, unter denen viele waren, die ihre Arbeiter habgierig ausnützten und verlangte Hilfe für die infolge der ungesunden Arbeitsverhältnisse sehr zahlreichen Waisenkinder. Ihr Aufruf hatte die Gründung eines ländlichen Waisenhauses zur Folge, das große Dienste leistete. Aller Wohltätigkeit der bloßen guten Worte feindlich, machte die Prinzessin aus Locate eine so vorbildlich und klug mit fürsorgerischen Einrichtungen ausgestattete Gemeinde, daß die Historiker der sozialen Entwicklung sie nicht übergehen konnten.

Im Jahre 1866 sandte sie der „Nouvelle Anthologie de Florence" einen für die damalige Zeit bemerkenswerten Artikel, betitelt „Die heutige Stellung der Frau und ihre Zukunft". Cristina de Belgiojoso bedauert in diesem Artikel die bestehende Situation, wonach sich die Gesellschaft nach dem Grundsatz einer vorausgesetzten, angeblich vorhandenen Minderwertigkeit der Frau aufgebaut habe. Hören wir sie selbst:

„Die Frau, Mutter und Kameradin des Mannes, müßte endlich anerkannt werden als vernünftiges Wesen, begabt mit geistigen Fähigkeiten, die vielleicht anders aber nicht notwendigerweise geringer sind als die des Mannes." Und weiter sagt sie: „Die Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit und der Wankelmut der Frau sind so sprichwörtlich geworden, daß niemand daran denkt, diese Axiome zu untersuchen. Jeder behauptet sie, keiner prüft sie. Und dennoch halte ich gerade die Frau, wenn sie etwas unternommen hat, für das beständigste, zäheste und unerschütterlichste Wesen."

Cristina de Belgiojoso träumte von einer Umgestaltung zugunsten ihres Geschlechtes, aber wie sollte sie vorgenommen werden? Sie verlangt die Zulassung der Frau zu verschiedenen Berufen unter anderem zum Medizinstudium, einer Wissenschaft, für die sie sich selbst leidenschaftlich interessierte. Sie scheute sich nicht, zu schreiben: „Die Gesellschaft, so wie sie heute organisiert ist, ist nichts als ein schreiender Protest gegen die göttliche Gerechtigkeit, ein Protest, der so rasch als möglich zum Verstummen gebracht werden müßte."

... Ist sie nicht eine frühe Streiterin, eine Pionierin der Frauenbewegung, sie, die reich und vornehm, ihre Gaben und Güter so tätig zu verwenden wußte?"

Zur Wehrvorlage.

(Zur Abstimmung vom 24. Februar 1935.)

Die Wehrvorlage! Sie scheint auf den ersten Blick ein etwas abwegiges Thema für ein Frauenblatt, und für einen Leserkreis, der sich in seiner großen Mehrheit nicht einmal richtig zum „Volk" zählen darf, da ihm das Mitspracherecht immer noch vorenthalten bleibt. Aber trotz dieser betrüblichen Tatsache ist es im Schweizerland doch längst schon so, daß die Frauen sich landauf und landab für jede Abstimmung interessieren, und besonders in einem Fall wie dem der Wehrvorlage, wo so viele widerspruchsvolle Gedanken gerade die Frauen bewegen mögen. Wenn hier nun versucht werden soll, auch zu dieser Vorlage Stellung zu nehmen, so versteht es sich von vornherein, daß wir Frauen uns nicht anheischig machen, die Vorlage inhaltlich zu beurteilen, sondern wir stehen einfach vor der Frage, wie wir uns zu einer vermehrten und intensiveren Wehrhaftigkeit unseres Landes stellen wollen.

Vor drei Jahren ist in Genf die Abrüstungskonferenz zusammengetreten mit der Aufgabe, durch eine intensive Abrüstung eine fühlbare Entmilitarisierung der internationalen Politik herbeizuführen und dadurch den Völkerfrieden zu sichern. Die Augen der ganzen Welt waren nach Genf gerichtet, und die Wünsche aller Völker begleiteten die Delegierten bei ihrer großen Aufgabe. Die Abrüstungskonferenz hat versagt, ihre Ziele, ihre Bestrebungen sind zum Teil von dunklen Mächten sabotiert oder durch das fehlende Vertrauen der Mächte zu einander erfolglos geworden, und die nach Friedenssicherungen verlangende Menschheit ist enttäuscht und um eine Hoffnung ärmer geworden.

Aber nicht nur ist in diesen drei Jahren inbezug auf Abrüstung nichts, aber auch gar nichts erreicht worden, nein, während in Genf immer wieder neue Wege gesucht, neue Verständigungen vorgeschlagen wurden, während sich verantwortungsvolle und loyale Vertreter der Abrüstungsforderung bis zum Ruin ihrer Gesundheit um einen Erfolg abmühten, ging in der ganzen Welt das unheimliche Rüsten weiter; ja es steigerte sich von Jahr zu Jahr, indem auch diejenigen Länder, die zunächst nicht ein solches Rüsten vorgesehen hatten, sich mit ihren unzulänglichen militärischen Rüstungen unsicher zu fühlen begannen und möglichst rasch einzuholen trachteten, was sie versäumt hatten. Es kam Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund und zu allem andern gerüsteten Nachbarn kommt für die Schweiz nun auch im Norden noch ein täglich höher gerüsteter Nachbar. Inmitten dieser, zu Wasser, Land und vor allem Luft hoch gerüsteten, mit aller modernen Technik ausgestatteten Militärmächte liegt unsere neutrale kleine Schweiz. Bei ihrem Eintritt in den Völkerbund wurde am 13. Februar 1920 (genau heute vor 15 Jahren!) durch die Londoner Deklaration nicht nur die Anerkennung der schweizerischen Neutralität bestätigt, sondern es wurde auch davon Akt genommen, daß „die Schweiz auch zu allen Opfern bereit ist, ihr Gebiet unter allen Umständen, sogar während einer vom Völkerbund unternommenen Aktion, aus eigener Kraft zu verteidigen".

Damit hat die Schweiz klar und deutlich die Verpflichtung übernommen, diese Neutralität, nicht nur in ihrem eigenen vaterländischen Interesse, sondern auch im größeren europäischen Interesse unter allen Umständen zu schützen und zu verteidigen. Wären die großen Nachbarn in den letzten drei Jahren tatsächlich zu einer fühlbaren, die ganze europäische Atmosphäre entspannenden Abrüstung ihrer militärischen Bereitschaft geschritten, so hätte die Schweiz diese Bewegung sicher mit Freuden mitgemacht; denn das Wehrwesen ist eine große finanzielle, und das ewige mißtrauische „Gewehr bei Fuß" eine ebenso große seelische Belastung für ein Volk.

Nun aber kann niemand bei uns die Tatsache abstreiten, daß in der ganzen Welt wohl viel von Frieden gesprochen, aber noch viel mehr zum Kriege gerüstet wird. Daß die für unsere Innen- und Außenpolitik verantwortlichen Kreise dazu gekommen sind, dem Volk eine Abänderung des Bundesgesetzes über die Militärorganisation vorzulegen, darf sicher nicht als das Ergebnis einer militaristischen Politik gewertet werden. Die Wehrvorlage ist die Folge der ganz logischen Ueberlegung, daß eine Armee nur dann etwas zu bedeuten habe, wenn sie in Ausrüstung und Ausbildung auf der Höhe der andern Armeen stehe, und daß es abgesehen von allen Erwägungen dieser Art, auch ein Verbrechen an dieser Armee selber ist, sie in einen eventuellen Kampf um die Unverletzlichkeit unserer Grenzen einzusetzen, wenn sie nicht nach bestem Wissen und Gewissen dafür vorbereitet wird. Bei der Abstimmung vom 23./24. Februar geht es letzten Endes nicht um einige Veränderungen und Verbesserungen der jetzigen Militärorganisation, sondern um den Willen, unsere Heimat, die älteste Demokratie Europas, wie das letztemal auch wieder über einen zukünftigen Krieg hinweg zu erhalten.

Für uns Frauen liegt etwas Furchtbares in dieser geistigen Kriegsbereitschaft, wie sie sich rings um unser Land in dem wahnsinnigen Rüsten, wie sie sich natürlich auch bis zu einem gewissen Grad durch die Tatsache dieser Vorlage bei uns dokumentiert. Noch vor wenigen Jahren stand der Gedanke eines „neuen Weltkrieges" im Bereich des Ungeheuerlichen, des fast Unmöglichen, — und heute will es scheinen, als rechneten Regierungen und Völker damit wie mit einem unabwendbaren Faktum. Und doch — wir erinnern uns an den Impuls, der durch die großen Massen ging bei Beginn der Abrüstungskonferenz, und wir halten den Glauben hoch, daß trotz Rüstungsindustrie, trotz Kriegsbereitschaft und trotz unserer eigenen Wehrvorlage weiter um den Völkerfrieden gerungen werden wird, gerungen werden muß. Es ist heute so, daß wohl der größte Teil unserer Frauen — Stimmfähigkeit vorausgesetzt — wenn auch schweren Herzens ein unbedingtes Ja für die Wehrvorlage in die Urne legen würden. Aber gerade über all dem, was in diesen Tagen allenthalben über die militärischen Rüstungen in der ganzen Welt zu lesen ist, kommt ihnen die furchtbare Tragik eines eventuellen Krieges wieder zu vollem Bewußtsein.

Von der Schweiz, ihrer Politik, und ihrer Defensiv-Armee hängt es gewiß nicht ab, ob ein neuer Krieg über Europa hereinbrechen wird; von der Schweiz und ihren Friedensvereinigungen und -Bestrebungen wird es sicher auch nicht abhängen, ob der Menschheit ein Krieg erspart werden kann. Aber von unserer Armee kann es bereinst abhängen, ob die Furien des Krieges vor unseren Toren Halt machen werden, wie im vergangenen Krieg. Und von der Friedensarbeit, die in der Schweiz geleistet wird, kann es abhängen, ob das Gewissen der Mächtigen noch ganz einschlafen, oder immer wieder wachgerüttelt wird. So bitter es auch für alle diejenigen ist, die ihre Kräfte zur Erhaltung eines unbewaffneten Friedens eingesetzt haben, da wo es um Sein oder Nichtsein der geliebten Heimat geht, ist es Pflicht, die Notwendigkeit der Wehrvorlage zu begreifen zu versuchen und zu ihr zu stehen. Aber darüber hinaus sollen die Frauen höher noch als bisher das Banner ihrer Friedensarbeit tragen, einer Friedensarbeit, die nicht über alle Tatsachen hinweg in der Luft hängt, sondern mit ihnen rechnet und doch Gottfried Kellers schönes Lied von der Sage vom Völkerfrieden immer wieder anstimmt, immer und überall:

„Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Schande in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben
Der es für Traum und Wahnsinn hält.
Wer jene Hoffnung gab verloren
Und höhlich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab."

Winterthur, 13. Februar 1935. Cl. St.-v. G.

wanderte liebevoll durch ihre Finger, wurde begutachtet und auf dem grünen Teppich aufgestellt.

Da war die große weiße Leitkuh, zu vorderst, dann die zwei braunen gleich großen, die gescheckten, die braungrauen, auch gab es weiße und braune Kälbchen, und jeder gab Luise einen Namen und eine Eigenschaft. Ein langer Zug entstand so, durchquerte den ganzen, grünen Teppich der Miniaturalm. Dabei sprach Luise ununterbrochen, erklärte, erfand Dialoge zwischen den Figuren oder trieb selbst mit Worten die Holzkühe an.

Coco lauschte begeistert, gebannt. „Und weißt du", so sagte Luise, „wenn da hinter dem großen, weißen Berg der Himmel ganz rot wird, dann geht die Sonne unter, dann wird es still und stiller und die Glocke der großen Roten tönt wie eine Kirchenglocke und ihr Schall wird lang .... lang, als wäre er eine lange Kette, die ins Tal führte. Und die Kühe gehen langsam, eine hinter der anderen, den Berg hinunter. Sie haben schöne, volle Kränze, weich wie Federbetten um den Hals und auch ihre Hörner sind betränzt, und sie scheinen so unheimlich groß und dunkel gegen den roten Himmel und die weißen Berge, die jetzt aussehen, als hätte der schöne Herr Konditor seine Himbeersauce darüber geschwenkt. Aber jetzt müssen wir gleich zu singen anfangen, Josef und Marie und ich, der Götti und Charles."

Und durch die dämmrige Großstadtstube ertönen plötzlich die urwüchsigen, echodurchfluteten langgezogenen Silben der „Ranz des Vaches", wie sie die kleine Luise zu singen pflegte, als sie noch bei ihrem Onkel auf der Alm weilte. Unbeholfen und rührend kniet sie vor der kleinen, selbstaufgerichteten Liliputalm, wie das Riesenfräulein vor ihrem Spielzeug, die Reihe der bunten Holzkühe verschlingt schon beinahe die Dämmerung, je länger sie singt, desto kräftiger wird ihre Stimme, der Oberkörper ist gestraft. Während sich die Hände wie eine geschlossene Blüte eng zusammenfalten, blicken die Augen geradeaus, inbrünstig in die Ferne, da wo sie die Heimat voller Abendrot und Glockenklang wähnen ..... „Liauba .... liauba", tönt es immer wieder aus Luisens Munde, kräftige Laute, mit der Milch dieser Kühe eingesogen, die sie vermeintlich zu Tale führt und deren Tiersein mit ihrem Leben und mit ihrer Liebe zur Heimat tief in die Verzweigung ihrer Herzadern verknüpft ist.

Als der Gesang des Kuhreihens geendet, bleibt Luise noch in knieender Stellung, manchmal weint sie auch richtige große Tränen, manchmal schweigt sie auch bloß und Coco schmiegt sich zärtlich an sie. Dann aber, als wäre der Vorhang über ein Stück Leben gefallen, beginnen beide die Sennerei zu zerstören. Coco wirft die Kühe um und Luise legt Stück für Stück, die Tiere, Häuser und Menschen, wieder in die Schachtel zurück und versaut sie unter das Bett.

Die Petroleumlampe wird angezündet. Luise holt das Näzeug herbei, und wenn Schwester Gitta die Stube betritt, ist auch das leiseste Erinnern wie eine Fata Morgana in die Unendlichkeit gerückt.

Steffi von Bach.

Ada Negri zu ihrem 65. Geburtstage.

Kürzlich feierte Ada Negri in Mailand ihren 65. Geburtstag. Aus der jungen, tatendurstigen Dorfschullehrerin von einst ist längst eine gereifte, abgeklärte Frau geworden. Eine lange Entwicklung hat sie durchlaufen. Von der inneren und äußeren Not ihres eigenen jungen Lebens ausgehend, erkannte sie, wie ähnliches Leid bei ihren Mitmenschen ihr entgegentrat, und ihr starkes, von Liebe übervolles Herz verlangte leidenschaftlich nach Gerechtigkeit. „Fatalità" - „Tempeste", schon die Titel ihrer zwei ersten Gedichtsammlungen deuten eine Zeit der Gärung an. Doch hat Ada Negri gerade bei ihren Mitleidenden, den Armen, nicht das ersehnte Verständnis gefunden, allerdings wollte sie ja auch viel mehr als nur die Dichterin einer einzelnen sozialen Schicht sein. Aber wie sollte sie nun ihren ganzen seelischen Reichtum verwerten, wie sollte sie ihren stürmischen Sinn bändigen? Sich selber finden, über sich selber erst einmal Klarheit schaffen, wurde dann Ada Negris Ziel. Rastlos verfolgt sie es. Mutterglück bringt ihr noch keinen Frieden. Sie reißt sich von allen persönlichen Bindungen los und geht in ein freiwilliges Exil: Es folgt ihr Aufenthalt in unserer Stadt Zürich, deren freundlicher Anblick sich in mehreren ihrer Erzählungen widerspiegelt. Doch auch bei uns hat es sie nicht lange gehalten, die Heimat ruft sie zurück. Auf diese lange Zeit einer noch planlosen Unruhe, in der quasi Ansätze mit mißglückten Versuchen abwechseln, folgen nun endlich die Jahre der Klärung und Formung. „Il Libro di Mara" steht im Zeichen dieses Ueberganges. „Stella Mattutina", die einzige größere Erzählung der Dichterin, gibt in lebenswarmen Bildern die Geschichte ihrer Jugend wieder, aber dieses Werk ist noch nicht ganz frei von einem mehr äußerlichen Wirkungsdrange. Es folgen die „Canti dell'Isola", in denen die Farben und der betäubende Duft Capris in musikalischen Rhythmen Ausdruck finden. Aber die weitaus stärksten Werte liegen in Ada Negris letzter Gedichtsammlung „Vespertina". Hier spüren wir, wie die Rastlose Frieden gefunden und sich in ihrer starken Eigenart gefestigt hat. Ohne dieses Buch kann man sich kein vollständiges Bild der Dichterin machen, denn in keinem ihrer anderen Werke hat sich ihre Kunst so rein herausgebildet. Ada Negri hat hier ihre gereifte Persönlichkeit in der alten dichterischen Ausdrucksform des klassischen Elfilblers ausgeprägt; und so ist auch in der Form die ihr eingeborene Latinität zum Durchbruch gelangt, am stärksten wohl in der lebendigen Gestaltung lombardischen Lebens und lombardischer Erde. Zurückblickend auf ihren langsamen, mühevollen Aufstieg sagt die Dichterin selbst „Einst glaubt' ich mich unterwegs, einer mir unbekannten Freiheit entgegen, auf Straßen ohne Umkehr. Aber die eigenen Wurzeln verleugnet man nie". —

Ursula Carl.

Auf Besuch bei Dona Paz.

Die Prinzessin, die mich in ihrem Münchner Heim in spanischer Sprache zum Sitzen eingeladen hat, deren Mutter, Bruder und Neffe auf dem spanischen Thron saßen, kannte noch den Marschall Prim — Seele der Revolution des Jahres 1868 —, sah Eugenie noch als Kaiserin, souperte mit Ludwig II. und kam im Laufe der letzten sechzig Jahre noch mit vielen andern geschichtlichen Personen zusammen. Hundert Fragen liegen auf der Zunge. Und doch wird aus begreiflichen Gründen keine gestellt. Nur nach der Kaiserin Elisabeth erkundige ich mich. Aber die Prinzessin hat sie nie gesehen. Elisabeth sei jedes Jahr etliche Male in München gewesen, stets inkognito, immer im Hotel abgestiegen, nie im Schloß, und wenn Franz Joseph einen offiziellen Besuch gemacht habe, so sei er allein gewesen.

Es war einmal . . .

Im Kirchspiel Neuenkirchen, Kreis Norderdithmarschen war bis 1780 eine sogenannte Armen-Jungfern- oder Kirchengilde, die ganz mutterrechtlich anmutet. Es heißt in den Akten über ihre Entstehung: In dem Kirchspiel Neuenkirchen ist von undenklichen Zeiten her eine sogenannte Jungfern- oder Kirchengilde gewesen, deren Mitglieder die vornehmsten Einwohner des Kirchspiels waren. Sie stand in älteren Zeiten in vorzüglicher Achtung, indem es zur Gewohnheit wurde, daß sie das alleinige Wahlrecht sowohl in Kirchen- als Kirchspielsangelegenheiten hatte, und nur aus ihrer Mitte die Kirchen- und Kirchspielsvorsteher, sowie die Kirchenamtsmeister und Armenvorsteher, deren Stellen als Ehrenämter galten, gewählt wurden. Da nun aber die Zeiten sich geändert hätten und das Ansehen der Gilde in Verfall geraten wäre, hätten die Kirchen- und Kirchspielskollegien beschlossen, die sogenannte Jungferngilde aufzuheben und andere Vorschriften für die Kirchen- und Kirchspielswahlen an die Stelle der alten Gerechtsame der Gilde treten zu lassen. An den Kirchenwahlen sollten sich von jetzt an alle Gemeindeglieder beteiligen und nicht wie bisher allein die Mitglieder der Jungferngilde. Ausgeschlossen sollten von der Wahl diejenigen sein, die keine vier Morgen Land hätten, sowie alle Frauen und Unmündigen. — Zu den Wahlen der weltlichen Kirchspielsvertreter sollten auch die besitzenden Einwohner berechtigt sein, aber nicht die Frauen. Sie wären für ewige Zeiten von allen öffentlichen Handlungen ausgeschlossen. Man wüßte nicht mehr, wie sie zu diesen Gerechtsamen gekommen wären, weil die Gilde seit undenklichen Zeiten bestanden hätte. Die Herren von 1780 hatten wohl keine Möglichkeit sich auszudenken, daß es vor „undenklichen Zeiten" eben natürlich war, wenn Frauen das öffentliche Leben mitbestimmten. H. H.

Gegen den Antisemitismus.

Von Maria Fierz.

Unter dem Titel „Antisemitismus in Zürich?" veranstalteten kürzlich mehrere Frauenorganisationen, u. a. Lehrerinnenverein, Frauenliga für Friede und Freiheit, Bürcher Frauenzentrale, gemeinsam mit der Bezirksvereinigung für den Völkerbund, dem Pfarrkapitel des Bezirks Zürich und „Pro Pace", katholische Friedensgruppe, Zürich, eine öffentliche Versammlung. Im überfüllten Schwurgerichtssaal sprachen Prof. Dr. H. Nabholz, der sachlich die Probleme in ihren historischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen darstellte; Dr. K. Fleischmann, der den Anschauungen der katholischen Kirche Ausdruck gab und Maria Fierz, die in ihrem Votum ihren Standpunkt als Frau, als Schweizerin und als Christin darlegte. — Wir lassen hier die Ausführungen von Maria Fierz, die sehr nachhaltigen Eindruck hinterließen, im Wortlaut folgen:

Verehrte Versammlung!

In einem unserer Nachbarländer, das nach schwersten Kämpfen und Leiden unter fast unerträglichem Drucke stand, ist wieder einmal jene Massenpsychose des Antisemitismus ausgebrochen, welcher, einer Seuche gleich, immer wieder von Zeit zu Zeit bald hier, bald dort aufflackert. Wir urteilen nicht über das deutsche Volk. Es hat Schwerstes erlebt und wir hegen die Zuversicht, daß es im Kern stark und tüchtig genug ist, um wieder zu gesunden. Wohl aber sind wir der Meinung, daß es zu den ernsten Pflichten unserer geistigen Landesverteidigung gehört, daß wir Schweizer dem Eindringen dieser Seuche an unseren Grenzen Halt gebieten. Es ist hohe Zeit, daß dies geschieht, denn die Symptome der Krankheit mehren sich auch bei uns. Sie zeigen sich nicht nur in einzelnen Akten der Roheit und in gelegentlichen Straßenpöbeleien, sondern mehr noch und schlimmer in einer sich verdichtenden Atmosphäre von Verstimmung und Mißtrauen, welche einen Teil unseres Volkes absondert und isoliert und ihm den Stempel der Minderwertigkeit aufdrückt. Gute menschliche Beziehungen zu Volksgenossen israelitischer Rasse und Konfession werden abgebrochen, neue im Entstehen verhindert; moralisch und wirtschaftlich wirkt sich ihnen gegenüber eine Ablehnung aus, welche, wenn sie auch rein stimmungsmäßig ist und der tatsächlichen Grundlagen entbehrt, doch für die davon Betroffenen ein ernstes Leiden bedeutet. Wir können uns auch nicht darüber täuschen, daß diese Ablehnung gerade diejenigen Eigenschaften im jüdischen Volke weckt und fördert, welche unsere Erneuerer besonders brandmarken wollten. Sie weckt und fördert auch den Haß des Unterdrückten, den die Unterdrücker dann wieder als schlagenden Beweis für ihre Behauptungen betrachten!

Verehrte Versammlung! Ich will Ihnen keinen Vortrag über den Antisemitismus halten, es gibt dafür Berufenere, ich freue mich aber, daß ich aufgefordert wurde, ein kurzes Votum zu dieser Frage abzugeben — als Frau, als Schweizerin und als Christin.

Als Frau! Wir wissen, daß der Frau in einem ganz besonderen Sinne der Schutz alles dessen anvertraut ist, was der Hilfe bedarf. Uns ist es auch im Besonderen aufgetragen, im Gegensatz zu einem triebhaften Kampfwillen das Einigende, das Verbindende unter den Menschen zu betonen, dem Frieden zu dienen — erst im engen Kreise der Familie, dann, immer weiter greifend, dem Frieden zwischen den verschiedenen Schichten unseres Volkes und schließlich zwischen den Völkern verschiedener Rasse und Lebensauffassung. Um diese Mission besser erfüllen zu können, darum strebt die Frau ja auch nach den politischen Rechten! Deshalb wenden wir uns mit Leidenschaft gegen eine Bewegung, welche künstlich und systematisch den Haß schürt, gegen die Verfolgung der Minderheiten, gegen jene Unritterlichkeit, welche ihre Kampflust an denen auslässt, welche sich voraussichtlich am wenigsten wehren werden und es auch am wenigsten können.

Daß es sich bei der antisemitischen Bewegung in der Schweiz um eine ungerechte Sache handelt, das wissen wir im Grunde alle. Schon allein die kleine Prozentzahl unserer Juden könnte eine solche Bewegung niemals rechtfertigen. Doch auch als solche sind die erhobenen Anschuldigungen ungerecht. Nicht etwa deswegen, weil sie nirgends zutreffen würden, weil es tatsächlich keinerlei unwahrhaftigen und betrügerischen, keine skrupellosen und ausbeuterischen, keine zersetzenden und unsauberen Elemente unter den Juden gäbe. Aber gibt es neben diesen Israeliten nicht auch die andern, die guten Staatsbürger, die vorbildlichen Familienväter, die genialen und hilfreichen Aerzte, die eifrigen und erfolgreichen Sozialarbeiterinnen, die Vermittler reinsten Genusses im Reiche der Musik, die Leuchten der Wissenschaft, die feinen, tiefen Menschen voll gereifter Lebensweisheit? Keine Konfession weist einen solch kleinen Prozentsatz unehelicher Geburten auf wie die israelitische, keine sorgt so gut für ihre hilfsbedürftig gewordenen Glaubensgenossen! Dies nur zwei Beispiele, die mir von meiner sozialen Arbeit her bekannt sind.

Und alle die zuvor erwähnten unerfreulichen Elemente, gibt es sie etwa nicht unter den Nichtjuden? Wer wüßte es nicht, wie tief unser Volksleben gerade von jenen schlimmen Geistern durchdrungen ist, trotzdem die Juden nur einen verschwindend kleinen und keineswegs besonders einflußreichen Bruchteil unseres Volkes bilden? Sollte es unsern Erneuerern ernstlich und ehrlich um die Säuberung der Schweiz von dem zu tun sein, was sie den jüdischen Geist nennen, dann mögen sie nicht damit beginnen, die Menschen israelitischer Rasse zu verfolgen, sondern sie mögen ihre christlichen Glaubensgenossen gewinnen, für die dringend notwendige Reform unserer herrschenden Moral: im Geschäft, in der Presse und in der Politik. Das ist allerdings härtere Arbeit als die Prüfung von Schlagworten zur Aufpeitschung unverantwortlicher Haßgefühle!

Ich spreche hier auch im besonderen als Schweizerin. Ich schäme mich dessen, daß ein solch großer Bruchteil von Schweizern diese Haßparolen auffängt, die uns von jenseits der Grenze zugeworfen werden. Der Schutz der Minderheiten gehört zu den vornehmsten Traditionen unseres Landes. Nur durch die Achtung vor dem Lebensrecht des Andersgearteten kann die Schweiz überhaupt bestehen. Daß dieser andere, auch wenn es sich um den Angehörigen unseres kleinsten Kantons, unserer kleinsten Sprach- oder Glaubensgemeinschaft handelt, unser gleichberechtigter Mitbürger sei, das ist einer unserer fundamentalen politischen Leitsätze. Zu dieser unserer Volksgemeinschaft zählen sich zu Recht diejenigen Juden, welche seit Jahrzehnten bei uns beheimatet sind, die alle Pflichten unserer Volksgenossen erfüllen und unser Vaterland als das ihrige lieben. Diese kleine Minderheit der israelitischen Schweizer gilt es vor den Angriffen einer skrupellosen Demagogie zu schützen, welche mit dem Appell an die niedrigen Instinkte des Hasses gegen das Andersgeartete politische Geschäfte machen will. Es ist ja nichts leichter, als Menschen, die unter einem Drucke stehen, gegen irgend einen Sündenbock zu hetzen, heiße dieser nun der Jude, der Schwabe, die Doppelverdienerin, der Kapitalist oder der Marxist! Aber besser wird dadurch nichts, sondern in der Folge alles nur schlimmer. Es dürfte für ein aufrechtes Volk wohl andere Wege geben, den einzelnen Schädlingen der Gesellschaft beizukommen und auch einer Ueberfremdung der Schweiz zu wehren, die uns ja übrigens keineswegs vorzugsweise von den Juden droht. Indessen ist es wohl nicht zu viel verlangt, wenn wir uns auch den nichtschweizerischen Juden gegenüber an die Vorschriften halten, welche Israel einst beobachtet hat gegen den Fremdling, der in seiner Stadt Toren weilte.

Wir appellieren an das Anstandsgefühl und die Ritterlichkeit, aber auch an die Zivilcourage und die selbständige Denkkraft des regierungsfähigen Republikaners, daß er sich der trüben Welle entgegenstemme, die da in unser Land hereingeschwemmt wird. Beugen wir uns nicht vor den billigen Schlagworten! Wagen wir es ruhig überall zu behaupten, daß wir heute, so wenig wie wir es vor drei Jahren taten, einsehen sollten, daß all unser Unglück von den Juden komme! Wir sind doch schließlich nicht alle Psychopathen, die sich ohne weiteres von einer seelischen Massenerkrankung anstecken, nicht alles Strohköpfe, die sich vom nächststehenden Strohkopf anzünden lassen! Mögen die jungen Menschen, welche die Schweiz neu aufrichten wollen, sich bewußt werden, daß sie vor allem selbst aufrechte, selbständig denkende Männer und Frauen sein müssen und daß sie berufen sind, die hohen Traditionen unseres Landes hochzuhalten, die Rechte der Volksgenossen zu wahren und die zu Unrecht Verfolgten zu schützen!

Und nun noch ein Wort als Christin zur Judenfrage! Es gibt kein Volk auf Erden, keine Kultur, denen wir christlichen Völker das schulden, was wir der jüdischen Geistesgeschichte verdanken! In jenem Volke hat seinen Ursprung genommen, was uns das Höchste und das Tiefste bedeutet, was ins Innerste unseres Wesens greift! Dort ist der Menschheit die Offenbarung zuteil geworden von dem einen Gott, dem Schöpfer, dem Richter und dem Führer, vor dem die unklaren Gottesbegriffe der Heiden weichen mußten. In der Geschichte Israels erkennen wir Schritt um Schritt die göttliche Führung eines Volkes, das vor allen andern dem Untergang entrissen wird. Dort entstand das Gesetz, das uns heute noch Richtschnur ist, dort lebten die Propheten und Psalmensänger, deren Sehnsucht und Erkenntnis heute noch unsere Sehnsucht und Erkenntnis nährt. Dort wurde Christus geboren, den wir unseren Herrn nennen. Hat er nicht einmal das jüdische Volk die Kinder genannt, gegenüber denen die übrigen Völker nur wie die Hündlein zählten? — Wollten wir uns aber damit rechtfertigen, daß die Juden Christum getötet und je und je die Propheten gesteinigt, die zu ihnen gesandt wurden und daß sie deshalb zu Recht unter dem Gericht stehen, dann wollen wir einen Blick werfen in unsere heutige christliche Völkerwelt, die in ihrer eigenen tiefsten Verschuldung bis dicht vor den Abgrund geraten ist und nur noch durch ein Wunder der göttlichen Gnade davor bewahrt werden kann. Wahrlich, wir stehen unter dem selben Gericht! Doch auch im Gericht waltet die göttliche Gnade über uns, wie über dem Volke Israel. Trotz all seiner Torheit, all seinem Abfall bleibt das jüdische Volk das auserwählte Volk des Eigentums, das nicht untergehen kann, das bleiben wird, bis die Verheißung an ihm erfüllt ist. Hüten wir uns davor, diesem Volke Böses zu tun!

Ehe ich schließe, möchte ich noch ein Wort an die Juden selbst richten. Helfen auch Sie Ihren Freunden, die es nicht immer leicht haben in dieser heutigen kritischen Zeit, da der Lebensraum für uns alle knapper geworden ist! Geben Sie nicht selbst Anlaß zu berechtigter Verstimmung! Binden Sie die gewissenlosen Elemente zurück, die sich in Ihren Reihen finden! Treffen Sie selbst eine gewisse Auswahl unter Ihren Volksgenossen, die durch höhere Studien den am meisten begehrten Berufen zugeführt werden sollen und nehmen auch Sie Ihr Teil auf sich von den Lasten der schwereren Berufe des Bauers, des Handwerkers, des Dienstboten. Prüfen Sie die erhobenen Anschuldigungen auf das Körnchen Wahrheit, das in ihnen sein möchte, und setzen Sie da ein mit Ihrer Arbeit!

Meinen eigenen Glaubensgenossen aber will ich zum Schluß noch einige Verse lesen, die, vor 45 Jahren geschrieben, sich im Nachlasse meines Vaters gefunden haben. Diese Verse lauten:

Ihr habt sie geknechtet, getreten, bestohlen,*
Die Juden, Ihr habt sie gefoltert, verbannt,
Ihr habt sie der Schande, dem Elend befohlen;
Ist's lange her, seit Ihr den Letzten verbrannt?

. . . So hat sich vererbet von Vater zum Sohne
Der Kampf mit dem Unrecht, der rohen Gewalt;
Im Streben nach Freiheit, dem herrlichsten Lohne,
Blieb List nur als Waffe, in jeder Gestalt.

. . . Noch liegt auf dem Volke die eiserne Bürde,
Sie wirkt in den freien Geschlechtern noch nach.
Erst gebt ein Jahrhundert der Freiheit und Würde
Für jedes Jahrtausend der Knechtschaft und Schmach!

* Mit Erlaubnis von Frl. M. Fierz bringen wir das Gedicht in Kürzung unter Weglassung einiger Strophen. Red.

Durch ihre Heirat ist die spanische Infantin Maria de la Paz, von den Spaniern einfach Dona Paz genannt, vor mehr als fünfzig Jahren die bayrische Prinzessin Ludwig Ferdinand geworden. Aber ihr Vaterland hat sie nicht an den Schuhsohlen mitgenommen. Da griff sie zur Feder. Immer und immer wieder sind während vielen Jahren in führenden spanischen Blättern Artikel von ihr erschienen, die dem Volk Wege nach oben wiesen, ihm seinen Wert und seine Kultur vor Augen führten und auf kulturelle Entwicklung ausgingen. Sie suchte aber auch in der Münchner Presse Verständnis für Spanien zu erwecken. Stets hat sie sich mehr mit dem Volk, als mit dem Hof verbunden gefühlt. Sie hat nicht nur ihrer verstorbenen Schwiegertochter (Schwester des Exkönigs von Spanien), sondern auch ihrer langjährigen Dienerin Pepa ein literarisches Denkmal gesetzt, in ihrem Buch „Aus meinem Leben". Und sie ist mächtig stolz auf die Worte eines einfachen spanischen Bauern. „Eure Königliche Hoheit drücken sich in einem Stile aus, den wir aus dem Volk vielleicht besser als die klugen Leute verstehen" und kommentiert sie: „Was ist denn erstrebenswerter im Leben, als in einem Stil zu schreiben und zu reden, der gerade den Bauern und dem Volk zu Herzen geht?"

Eine meiner ersten Fragen galt ihrem Pädagogium. Es ist leider nach elfjährigem Bestehen ein Opfer der Nachkriegszeit geworden. Aber es war eine so originelle Institution und dazu die ureigene Schöpfung dieser Frau, daß man auch dem Gewesenen noch einige Worte widmen darf. Es sind etwa 25 Jahre her, daß sie aus Spanien drei Murilloknaben mitbrachte, um sie auf ihre Kosten in München erziehen zu lassen. Im Jahre 1913 gesellten sich zu diesen Knaben 23 andere. Das „Pädagogium espanol" im Park von Nymphenburg war geschaffen. Eine Baumschule sollte es sein für spanische Lehrer, nach deutscher Art. Mit einem geistigen Band, fester als alle Staatsverträge, wollte sie ihr erstes und ihr zweites Vaterland miteinander verbinden, zum Wohle Spaniens und Deutschlands. Herzen und nicht Bürger wollte sie zusammenführen. Sie scheute dazu die großen finanziellen Opfer nicht. Sie sah in diesem Pädagogium ein Lebenswerk verwirklicht.

Die Institution besteht nicht mehr. Aber die Idee ist immer noch lebendig und wird es wohl bleiben. Die Augen der Prinzessin leuchten auf, als sie mir erzählt, daß als direkte Frucht des Pädagogiums die Zahl der an den Münchner hohen Schulen studierenden Spanier beträchtlich zugenommen habe. Sie muß es wissen. Denn diese jungen Leute haben in ihrem Hause ein Heim. Sie werden von Dona Paz oft eingeladen.

Es gibt Prinzessinnen, die die cronique scandaleuse bereichert haben. Es gibt andere, die in den Tag hineinleben. Aber es gibt auch solche, die ihre Stellung und ihr Doppelbürgertum dazu benützen, um ein Volk einen Schritt vorwärts bringen zu helfen. Und deshalb war das halbe Stündchen im Münchner Heim von Dona Paz ein Erlebnis. An der Tür ist übrigens eine Tafel befestigt mit der nicht alltäglichen Inschrift: „Dr. Prinz Ludwig Ferdinand, Spezialarzt für Frauenkrankheiten. Sprechstunden . . . ."

E. Bütikofer-Klein.

Für wen hat die Lehrerin zu sorgen?

(Fortsetzung.)

(Vergl. Nr. 6 vom 8. Febr.)

Wie sehr auch die Unterstützung von weiteren Verwandten in Frage kommen, zeigen weitere Meldungen. Vor allem Kindern verheirateter Geschwister, die in Zeiten von Krankheit oder Arbeitslosigkeit oder in den Jahren der beruflichen Ausbildung auf den finanziellen Beistand ihrer unverheirateten Tante rechnen können.* Nicht selten sind es auch erwerbsunfähige ältere Verwandte, die bei der berufstätigen Nichte oder Enkelin ein bleibendes Heim finden, wobei sie ihr, so lange sie rüstig sind, als Gegenleistung den kleinen Haushalt führen. Auf alle Fälle handelt es sich auch hier um Beträge, die weit über das hinaus gehen, was man gewöhnlich unter Verwandtenunterstützung im Sinne unregelmäßiger, einmaliger Hilfeleistung versteht. Um nur einige Beispiele zu nennen:

Die ledige Lehrerin A wohnt mit einer Tante zusammen, die schwere finanzielle Verluste erlitten hat, so daß sie für den gemeinsamen Unterhalt größtenteils allein aufkommt.

Die ledige Lehrerin B hat eine gelähmte, völlig mittellose Tante seit Jahren aufgenommen, deren Unterhaltungskosten sie pro Jahr auf mindestens Fr. 1500 berechnen muß, da die Kranke eine Pflegerin braucht. Die betreffende bemerkt dazu: „pendant 33 ans j'ai toujours eu des obligations envers ma famille; jamais mon traitement n'a servi qu'à mon entretien."

Die ledige Lehrerin C unterstützt eine alte kranke Tante mit Fr. 1500 pro Jahr, was 30 Prozent ihres Gehaltes ausmacht.

Die ledige Lehrerin D hat für zwei Kinder eines verstorbenen Bruders zu sorgen und berechnet diese Ausgaben mit 20 Prozent ihres Gehaltes.

Die ledige Lehrerin E kommt für das Lehrgeld einer Nichte im Betrage von Fr. 2450 voll auf.

Die ledige Lehrerin F hoffte, mit einem Darlehen das Geschäft ihres Schwagers vor dem Konkurs bewahren zu können, hat aber ihre sämtlichen Ersparnisse dabei verloren. Ferner unterstützt sie einen Neffen jährlich mit Fr. 1000 bis Fr. 1200.

Ohne Unterstützungsleistungen scheint rund ein Drittel der ledigen Lehrerinnen zu leben. Diese entsprechen nach außen vollständig dem so populär gewordenen Bild der auf sich selbst angewiesenen berufstätigen Frau, ohne daß aber tatsächlich ein Anlaß zu solch einer Dyvisierung bestände. Schon die Gliederung dieser Lehrerinnen, die keinerlei Unterstützungspflichten kennen, nach der Zahl der Jahre, in der sie im Lehrberuf stehen, zeigt, wie vorsichtig wir jeweilen in der Bewertung ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit sein müssen. Zwar liegen nicht von allen Angaben über die Dauer der Lehrtätigkeit vor. Doch von insgesamt 130 nicht unterstützenden Lehrerinnen, die gleichzeitig auch Auskunft über die Dauer der Lehrtätigkeit gegeben haben, sind im Lehrberuf definitiv angestellt:

33 ledige Lehrerinnen unter 4 Jahren
17 ledige Lehrerinnen zwischen 4—10 Jahren,
34 ledige Lehrerinnen zwischen 11—19 Jahren,
44 ledige Lehrerinnen zwischen 20 und mehr Jahren.

Daß unter den nicht unterstützenden Lehrerinnen die beiden extremen Altersklassen, die jungen und die älteren Lehrerinnen, besonders stark vertreten sind, ist sicherlich kein Zufall. Jüngere Lehrerinnen dürften sich wohl deshalb häufiger einer gewissen wirtschaftlichen Unabhängigkeit erfreuen, weil ihre Eltern normalerweise noch in einem Alter stehen, in dem sie noch erwerbsfähig sind und zum mindesten für sich selbst sorgen können. Die berufstätige Tochter wird noch wenig in Anspruch genommen, höchstens, daß vorerst von ihr verlangt wird, die Studienschulden zurückzuzahlen. Dahingehende Bemerkungen, daß Studienschulden dem Vater zurückgezahlt werden müßten, begegnen wir wenigstens auf den Erhebungsbogen der jungen Lehrerinnen besonders häufig, was übrigens ein weiterer Anhaltspunkt dafür ist, daß von der momentanen wirtschaftlichen Unabhängigkeit der jungen Lehrerinnen nicht auf eine ebenso sorgenlose Zukunft geschlossen werden darf. Den meisten von ihnen stehen, sofern sie nicht von allem Anfang an schon mit ihrem Verdienst die Existenzsorgen ihrer Familie erleichtern helfen müssen, die Jahre, in der sie von seiten ihrer Familie beansprucht werden, noch bevor.

Unter dem gleichen Gesichtspunkt einer nicht absolut günstigen wirtschaftlichen Lage muß aber auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit der älteren Lehrerinnen bewertet werden. Wenn die jungen Lehrerinnen die Zeit praktisch geübter Familiensolidarität noch vor sich haben, so liegt bei den ältern Lehrerinnen diese Zeit schon hinter ihnen. Das sorgenlose Dasein ist erst mit dem Aelterwerden gekommen, nachdem beide Eltern inzwischen gestorben und die jüngern Geschwister zu selbständigen, erwachsenen Menschen herangewachsen sind.

Häufig sind auch eigene wirtschaftliche Sorgen der Grund, womit einige Lehrerinnen den völligen Mangel von Unterstützungsleistungen begründen. Verschiedene geben an, durch Krankheit und durch regelmäßig eingeschobene Aufenthalte in Sanatorien so sehr in schwierige Lage gekommen zu sein, daß sie selbst eine Unterstützung von seiten ihrer Eltern oder Geschwister bedürfen. Oder es wird, besonders von den jüngern Lehrerinnen, langjährige Stellenlosigkeit als Grund angegeben, warum regelmäßige Unterstützungsleistungen zuhanden hilfs-

* Nur zwei Beispiele seien erwähnt, die für die stete Hilfsbereitschaft so mancher Tanten charakteristisch sind: Die eine Lehrerin schreibt, daß sie Tante von 23 Nichten und 14 Neffen sei und dadurch genug Gelegenheit habe, Kinderzulagen auszurichten und Studienkosten abtragen zu helfen. Den Berechnungen der zweiten Lehrerin entnehmen wir: „Für meine beiden ältesten Neffen habe ich eine Versicherung abgeschlossen, damit ihnen das Geld für eine Berufslehre gesichert ist: jährliche Prämie ca. Fr. 320, die in den Fr. 650 Unterstützungsgeldern pro Jahr nicht inbegriffen sind."

Sonnenkinder

durch das unnachahmliche Stärkungsgetränk und besonderer Bekömmlichkeit und Wirkung. P 2 On

BANAGO

BANAGO Chocolat fein, nahrhaft.

Helfen Sie uns,

das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm

neue Abonnenten

zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern** des „Schweizer Frauenblatt" an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift:

bedürftiger Familienangehörigen vorerst noch nicht gemacht werden konnten.

Gewiß gibt es unverheiratete berufstätige Frauen, die ohne irgendwelche finanzielle Verpflichtungen gegenüber ihrer Familie im Leben stehen. Einige von ihnen haben den Ausgleich darin gesucht, daß sie besonders hohe regelmäßige Beiträge an Wohltätigkeitsinstitutionen zahlen, und wieder andere, besonders familiengebundene Naturen, haben dem Unabhängigsein damit ein Ende gemacht, daß sie ein Kind angenommen haben. Nur einem sehr geringen Teil der wirtschaftlich ungebundenen berufstätigen Frauen scheint es nach den Ergebnissen dieser Umfrage wohl in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu sein, denn von den 148 nicht unterstützenden Lehrerinnen sind nur 20 Lehrerinnen, die ihre wirtschaftliche Ungebundenheit nicht wenigstens in der Weise aufgegeben haben, daß sie sich aktiv durch Mitarbeit oder passiv durch jährliche Beiträge an der sozialen Wohlfahrtspflege beteiligen.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Schweizer. Verband für Frauenstimmrecht.

Der Kongreß in Istanbul.

Vom 12. Kongreß des Weltbundes für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Arbeit, der vom 18. bis 25. April in Istanbul (Türkei) stattfindet, war an dieser Stelle schon einige Male die Rede. Der Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht ist im Begriffe, seine Delegation zusammenzustellen. Ihr können sich zur Reise Frauen anschließen, die eine Orientfahrt, verbunden mit dem Studium der zur Behandlung kommenden Fragen, unternehmen wollen. Zum Anschluß an die Gesellschaftsreise ist das Lösen der Kongreßkarte unerläßlich, der Besuch der Sitzungen ist natürlich bei allen Nicht-Delegierten dem freien Ermessen anheimgestellt.

Vier Reisepläne liegen vor, der am meisten Gewünschte wird ausgeführt werden.

Plan A. Hin- und Rückreise zur See.
10. April: Mailand-Venedig.
11. April: Abfahrt 12 Uhr mit „Adria" des Lloyd Triestino (6500 Tonnen).
12. April: Anlaufen in Brindisi.
13. April: Anlaufen im Piräus 18—19 Uhr.
14. April: Ankunft in Istanbul 22. Uhr.
15. bis 24. April: Aufenthalt in Istanbul.
25. April: Einschiffen auf Dampfer „Helouan" (9450 Tonnen).
26. April: Ankunft im Piräus 9 Uhr, rasche Besichtigung der Stadt Athen per Auto. Abfahrt 14 Uhr via Kanal von Corinth.
27. April: Anlaufen in Brindisi.
28. April: Ankunft in Venedig 16 Uhr.
29. April: Rückreise nach der Schweiz.

Leistungen: Fahrt 2. Klasse von der Schweizergrenze nach Venedig und zurück, Fahrt 2. Klasse auf dem Dampfer zwischen Venedig und Istanbul mit Verpflegung, Logement und Verpflegung (Frühstück und eine Hauptmahlzeit) während des Aufenthalts in Istanbul inkl. Trinkgelder an das Hotelpersonal.

Preis ca. Fr. 800.—.
Preis für Dampfer 1. Kl. Fr. 960.—.

Plan B. Hinreise per Land, Rückreise zur See.
11. April: Abreise ab Zürich über Wien, Budapest. Aufenthalt in Budapest, Besichtigung, Weiterfahrt nach Beograd-Sofia-Istanbul (Schlafwagen).
15. April: Ankunft in Istanbul morgens 7.47 Uhr.
15. bis 24. April: Aufenthalt in Istanbul.
25. April: Rückreise wie Plan A.

Leistungen: Bahnfahrt 2. Klasse ab Buchs nach Istanbul und von Venedig bis Grenze. Schiff 2. Kl. Istanbul-Venedig (Frühstück, 1 Hauptmahlzeit und Logement in Istambul), inkl. Wagon-Restaurant beginnend mit Nachtessen am 1. Tag und endigend mit Mittagessen am Tag der Heimreise, Trinkgelder an das Hotelpersonal, Rundfahrt in Budapest.

Preis ca. Fr. 690.—.
In 1. Schiffsklasse Fr. 770.—.

Plan C. Hin- und Rückreise per Land.
11. bis 24. April: Gleicher Vorschlag wie Reise B, Abreise von Istanbul mit Simplon-Orient-Expreß über Sofia-Beograd-Zagreb nach Venedig.
27. April: Ankunft in Venedig 14.33 Uhr.
28. April: Abreise nach der Schweiz.

Leistungen: Für die Hinfahrt sind die gleichen Dienste vorgesehen, wie im Vorschlag B. Für die Rückreise sind die Zuschläge für den S. O. E., sowie die Schlafwagen auf der Strecke von Istanbul nach Venedig eingeschlossen. Ferner sind die Mahlzeiten in den Wagon-Restaurants eingeschlossen, sowie der Aufenthalt in Venedig.

Preis ca. Fr. 735.—.

Plan D. Für Teilnehmerinnen, die auf der Rückreise nach Griechenland mit den französischen Kongressistinnen besuchen möchten. Ca. 7 Tage. Hinfahrt mit den Schweizerinnen.

Heimfahrt:
25. April: Abreise von Istanbul auf Dampfer „Helouan" (9450 Tonnen) von Lloyd Triestino.
26. April: Ankunft im Piräus, Fahrt nach Athen.
27. April bis 3. Mai: Aufenthalt in Griechenland mit Exkursionen.
5. Mai: Abreise und Ankunft in Venedig.

Jede weitere Auskunft für Interessentinnen durch Dr. Annie Leuch, Lausanne, Mousquines 22.

Zur Butterabsatzfrage.

Wir meldeten schon, daß nach monatelangem Ueberlegen, in welcher Weise die großen Mengen überproduzierter Butter abgesetzt werden sollen, man endlich dazu kam, den vernünftigsten Weg zu beschreiten, nämlich die Butter in Kleinpackung als **verbilligte eingesottene Butter** in den Detailhandel zu bringen.

Die Hausfrauen — von ihrem Verhalten als Käuferin hing wohl zum großen Teil der Erfolg des Vorgehens ab — haben die Forderung der Stunde verstanden. Denn schon wenige Tage nach Freigabe des Artikels im Detailhandel, am 5. Februar, veröffentlichte der Zentralverband der Schweizer. Milchproduzenten folgende Meldung:

„Die Nachfrage nach verbilligter eingesottener Butter übertrifft alle Erwartungen. Die auf Grund einer vorsichtigen Bedarfsschätzung bereitgestellten Kleinpackungen wurden bereits in den ersten Tagen Februar restlos abgesetzt, und obschon seither in der Dosenfabrikation wie in der Abfüllung mit Hochdruck gearbeitet wird, können die eingehenden Aufträge nur sukzessive erledigt werden. Es ist aber anzunehmen, daß innerhalb einer relativ kurzen Zeit alle Interessenten bedient werden können. Der momentane Mangel macht sich vor allem bei den stark begehrten 1-Kilo-Dosen geltend, während Eimer von 5 und namentlich 25 Kilogramm etwas rascher bereitgestellt und geliefert werden können. Größere Familien und namentlich Pensionen, Restaurants usw. werden deshalb mit Vorteil die größern Packungen verlangen."

Wie viel Zeit, Verärgerung und Kosten hätten erspart werden können, wenn die Vertreter der interessierten Verbände sich in ihren Sitzungen in Bern schon früher auf diesen „Weg zum Ausweg" hätten einigen können. Der Vorschlag dazu war ihnen schon vor längerer Zeit unterbreitet worden. —

Bildungsgelegenheit für Deutschschweizerinnen in Genf.

Bis zum Frühjahr 1933 bestanden an der Genfer Töchterschule (Ecole secondaire) besondere Klassen für Fremdsprachige, die hauptsächlich von Deutschschweizerinnen besucht wurden. Diese Schülerinnen erhielten nach dem Durchlaufen dieser Klassen und wohlbestandenem Examen ein staatliches Diplom. Es war ein Ausweis über gute Kenntnis der französischen Sprache. Zahlreichen jungen Schweizerinnen war es von großem Nutzen in der Ausübung eines späteren Berufes oder zur Erlangung von Stellen im Ausland. Für andere war es eine Grundlage, auf der sie weiterbauen konnten.

Vor zwei Jahren hat die Regierung diese Klassen aufgehoben, aber dafür einen Ersatz geschaffen, indem einer Anzahl Pensionaten und Privatinstituten die Vorbildung auf das staatliche Diplom ermöglicht wurde. Diese Schulen unterrichten nach einem staatlich genehmigten Lehrplan, der ziemlich weitgehende Kenntnisse in Grammatik und Literatur und Sicherheit im Gebrauch der Sprache verlangt. Das Diplom wird von einer staatlichen Prüfungskommission ausgestellt und behält seinen ganzen frühern Wert.

Die Beherrschung unserer zweiten großen Landessprache ist in vielen Lebenslagen wertvoll. In der heutigen Zeit ist es sehr zu empfehlen, das althergebrachte Welschlandjahr auf ein bestimmtes Ziel zu richten und seinen Erfolg schwarz auf weiß nach Hause zu bringen. Wer Berufsschulen oder Hochschulen der welschen Schweiz besuchen will, wird auch froh sein über eine vorhergehende gründliche sprachliche Schulung.

Auskunft über die Institute, die die Vorbereitung besorgen, erteilt das Bureau des intérêts de Genève, Place des Bergues, 3.

Haushaltungsschule St. Gallen.

(Eingel.) Bekanntlich besteht in der Schweiz trotz der Arbeitslosigkeit in den meisten Berufen immer noch großer Köchinnenmangel. Immer noch sollten viel mehr Schweizermädchen diesem, volle Befriedigung bietenden und stets gut bezahlten Berufe zugeführt werden. Um nun jüngern, gesunden Mädchen die Ausbildung als Köchin zu erleichtern und ihnen für erfolgreiche Berufsausübung Gewähr zu bieten, veranstaltet die Haushaltungsschule Sternacker St. Gallen des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins diesen Sommer nebst ihrem üblichen Haushaltungskurs einen Halbjahreskurs, welcher grundlegend sein soll, d. h. nebst Unterricht in allen Hausarbeiten spezielle Kenntnisse im Kochen, Kochtheorie, Nahrungsmittellehre und Kostenberechnungen vermitteln wird. Daran anschließend arbeiten die Kochlehrtöchter einige Monate als Praktikantinnen in einem Küchenbetrieb, um Uebung und Gewandtheit zu erhalten, und als Abschluß und zugleich als Prüfungszeit zur Erlangung eines Abgangszeugnisses absolvieren sie noch einen von der Schule veranstalteten Spezialkochkurs.

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Basler Frauenverein. Mitglieder- und Jahresversammlung, 25. Februar, 20 Uhr, im Bischofshof, kleiner Gemeindesaal. Neben den üblichen Traktanden, Vortrag von Rosa Gutknecht, Zürich, V. D. M.: „Die Not der Wanderarbeitslosen und ein Versuch zur Hilfe".

Hausfrauenverein, 16. Februar, 20 Uhr, im Volkshaus, großer Saal: Familienabend mit Ball.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet

Heim für schwererziehbare und geistig zurückgebliebene Mädchen
HAUSHALTUNGS-SCHULE ST STEPHAN IM SIMMENTAL
Heilpädagog. Leitung. Telephon Nr. 2. Prospekte. Referenzen. 8342

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Blumenaustr. 33, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647 G

Ein gutes, altes Rezept,
erstklassige Zutaten sorgf. Behandlung
das gibt den wohlschmeckenden, zuträglichen F 10
Zwieback Kläui
1 kg-Postpakete gegen Nachnahme 4.-
Zwieback Kläui
Rue Neuve 7
La Chaux-de-Fonds

Die Pflegerinnenschule des Mütter- und Kinderheims HOHMAAD, in Thun
empfiehlt sich zur Aufnahme von Schülerinnen. Beginn des Kurses: Mitte April 1935. Lehrzeit 2 Jahre. Anerkannte Schule des Schweizerischen Säuglings- und Wochenpflegerinnenverbandes. Prospekte durch die Schulleitung. F 11

Bücherfreunden empfiehlt sich **Wilh. Aug. Müller** Buchhandl. u. Antiquar. Schützenmattstr. 1, I. Stock. Basel P 1878 Q

Haushaltungsschule Sternacker, St. Gallen
des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins
Halbjahreskurs P 1509 G
Mai-Oktober. Kursgeld 350 Fr. Gründlicher Unterricht in allen hauswirtschaftlichen Fächern u. Gartenbau.
Ausbildungskurs für Köchinnen
Kursdauer ca. 11 Monate (Halbjahreskurs, Praktikum, Spezialkochkurs). Stipendiengesuche für beide Kurse müssen bis spätestens 15. März eingereicht werden. Prospekte und Auskunft durch die **Vorsteherin der Haushaltungsschule,** Sternackerstraße 7, **St. Gallen.**

Zu vermieten
Pensionsheim z. Steinenschanze, Basel.
Auf Frühjahr werden einige
freundliche Zimmer
frei. Zentralheizung. Schöne ruhige, freie Lage mit Garten.
Verein der Freundinnen junger Mädchen F 12

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17 Telefon 53.740 P 149 Z

Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware

Verlangen Sie das Frauenblatt am Bahnhofkiosk!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Konditorei und dem alkoholfreien Gasthaus!

Verlangen Sie das Frauenblatt in der Hotelhalle des Badekurortes!

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

Hero-Sugo
Die würzige fixfertige
Lenzburger Sauce
zu Spaghetti, Macaroni, Risotto, Ravioli, etc.
¼ Büchse –.65
½ Büchse 1.10
P 2618 n

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
Telephon 40.866
P 1490 Q

Bern
Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

Pension Jolimont Bern
Reichenbachstraße 39, Telephon 32.202
Neu renoviert, in ruhiger, prächtiger Lage. Freundliches Heim für alleinstehende Damen, Töchter sowie Feriengäste.
Pensionspreis Fr. 6.- bis Fr. 10.-. P 2636 Y
Höflich empfehlen sich **Fri. Lüscher und Arni.**